chigen Arbeiten aus Afrika. – Nach diesen teils kritischen Bemerkungen soll doch am Schluss etwas sehr Positives gesagt werden. Zwar erfüllt das Buch die ursprüngliche Absicht von Erdmann, einen Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft zu leisten, nur in einem beschränkten Maße, aber es ist doch ein einzigartiger Beitrag zur Untersuchung des oft anderswo vernachlässigten institutionellen und politischen Rahmens, in dem sich die Diskussionen von Historikern – und später im 20. Jahrhundert auch von Historikerinnen – bewegten, obwohl der Anteil von Historikern und Historikerinnen aus der nichtwestlichen Welt an diesen Diskussionen selbst im neuen Teil nach 1990 zu kurz kommt.

Philipp Löser / Christoph Strupp (Hrsg.): Universität der Gelehrten – Universität der Experten. Adaptionen deutscher Wissenschaft in den USA des neunzehnten Jahrhunderts (= Transatlantische Studien, Band 24), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, 171 Seiten.

Rezensiert von
Matthias Middell, Leipzig

Der Perspektivenwechsel von einer konfrontativ vergleichenden Geschichtsforschung zur Analyse von Kulturtransferprozessen, dem auch dieses Ergebnis einer Tagung am Washingtoner Deutschen Historischen Institut aus dem Jahr 2002 verpflichtet

ist, privilegiert statt der Gegenüberstellung von Strukturen und Paradigmen die mikrohistorische Betrachtung von Mittlerfiguren und deren Tätigkeit bei der Identifizierung und Übertragung fremder Kulturelemente in den je eigenen Kontext. Bisher ist dieser Ansatz mit Blick auf die möglicherweise besonders ergiebige Geschichte wissenschaftlicher Institutionen im Zeitalter der Professionalisierung und Verfachlichung (Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts) vor allem im deutsch-französischen Zusammenhang ausprobiert worden. Allerdings haben diese scheinbar bilateralen Untersuchungen immer wieder zu Tage gefördert, in welchem starkem Maße kulturelle Transfers mehr als zwei Stationen einschließen und ganze Netzwerke von Personen und dichte Geflechte von Interpretationsrahmen und wissenschaftlichen Praxen mobilisieren.

Für die Gegenwart und allerjüngste Vergangenheit wird dagegen besondere Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen Wissenschaftssystemen überall in der Welt und in den USA gelegt. Das Stichwort einer begeistert-freiwilligen und/oder misstrauisch ertragenen Amerikanisierung macht die Runde. Aus den historischen Studien ließe sich allerdings lernen, dass bei aller Asymmetrie der Machtverhältnisse und der Attraktivität von Paradigmen niemals irgendeine Sendekultur darüber zu entscheiden vermag, was und wie aus ihrem Reservoir andernorts angeeignet wird. Vielmehr lenken die tatsächlich stattfindenden kulturellen Transfers den Blick auf Defizitwahrnehmungen und ein mobilisierungsträchtiges Vermögen zur Selbstkritik. Dass dies gegenwärtig in Europa vorherrscht, beschreiben die Ziele des Lissabon-Gipfels der EU überdeutlich,

wo die Rede davon ist, Europa in knapper Frist zum führenden Forschungsraum der Welt zu machen. An anderen Stellen wird propagiert, die internationalen Studentenströme vermehrt nach Europa zu lenken. Beide Ambitionen drücken aus, dass ein unbefriedigender Zustand überwunden werden soll, und dafür wird auf die Erfahrungen erfolgreicher Konkurrenten zurückgegriffen. Nicht wahllos, aber häufig eklektisch, denn das Ziel ist nicht eine möglichst originalgetreue Kopie, sondern die Überwindung des imaginierten Defizits. Der publizistische Reflex ist dann eine wogende Feuilleton-Schlacht, in der die einen Amerikanisierung als Heilmittel propagieren oder als Identitätsverlust perhorreszieren, während historisch auf- und abgeklärtere Geister vor allem in Zweifel ziehen, dass überhaupt Amerikanisierung stattfindet, sondern vielmehr eine Adaption des Wissenschaftssystems an neue Herausforderungen zu konstatieren sei. Und für deren reflektierten Vollzug sei es allemal besser, man mache sich überhaupt klar, was abläuft.

Das schmale Bändchen mit seinen sieben Studien scheint von diesen aktuellen Debatten weit abzuliegen. Es kann aber dringend zur Lektüre empfohlen werden, um in den laufenden Amerikanisierungsphantasien methodischen Grund unter die Füße zu bekommen. Da es sich bei den analysierten Vorgängen um die Auseinandersetzung von Amerikanern mit dem Vorbild eines deutschen Wissenschaftssystems handelt, bietet der Blick auf die heute in den USA herrschenden Strukturen, Paradigmen und Praxen ein überzeugendes Argument, dass kulturelle Transfers nicht zur Überwältigung durch ausländische Vorbilder, wohl aber – im günstigsten

Falle – zu einer produktiven Auseinandersetzung mit den Stärken der stärksten Wissenschaftsmacht der Zeit führen. Der Einwand, Amerikas Intellektuelle hätten auch von anderen Ländern in vergleichbarer Weise gelernt, ist nicht abzuweisen und wäre für einen Folgeband zum hier vorliegenden dringend zu berücksichtigen, um etwa an die Forschungen von Christophe Charle über die deutsch-französische Konkurrenz auf den sich rasch globalisierenden akademischen Märkten um die Jahrhundertwende anzuschließen.

Die Herausgeber skizzieren einleitend die Bedingungen dieser Hochzeit nordamerikanischer Transferanstrengungen. Sowohl die Schwächen des US-Wissenschaftssystems (bei der Möglichkeit Doktorgrade zu erwerben; beim Übergang von einem repetitiven zu einem forschungsorientierten Lernklima oder auch bei der Verdichtung der jeweiligen innerfachlichen Kommunikation durch Zeitschriften und Fachverbände) als auch die vermehrte Nachfrage einer sich konsolidierenden Wissensgesellschaft inspirierten die Suche nach vorbildhaften Modellen. Die Beiträge konzentrieren sich auf zentrale Mittlerfiguren für die Auseinandersetzung mit der deutschen Universitätstheologie (Thomas Albert Howard), mit der Physik Helmholtzscher Prägung (David Cahan), mit der Psychologie als Kernfach einer Gesellschaftsinterpretation (Jeffrey Slansky), mit dem Vorbild unabhängiger Einrichtungen für Politik- und Sozialwissenschaften (Gabriele Lingelbach) sowie der Verbindung des akademischen Unterrichts zu Bemühungen um eine Gesellschaftsreform durch die sog. Extension Lectures für bildungshungrige Erwachsene (Christie Hanzlik-Green). Hinzu kommen die deutschen Inspiratio-

nen für das Gründungskonzept, das Andrew Dickson White an der Cornell University verfolgte (Christoph Strupp), und die eher ablehnende Haltung bei Henry Adams gegenüber dem Modell einer konsequenten Professionalisierung in den Wissenschaften (Philipp Löser).

Die Beispiele zeigen ganz unterschiedliche „Erfolgsraten“ der kulturellen Transfers: Cahán belegt für eine beeindruckende Mehrheit der führenden Physiker in den USA die Prägung durch eine zeitweise Tätigkeit im Labor Hermann von Helmholtz' und leitete daraus einen großen Einfluss auf die Formierung des Faches ab. Gabriele Lingelbach beschreibt dagegen ein weitgehendes Scheitern der Schools of Political Science, wobei die Erklärung schwankt zwischen akzidentiellem Versagen der Protagonisten (eine Spur in der Kulturtransferforschung, die zwar bisher schon durch die Betonung der Rolle einzelner Mittler aufgezeigt, aber eben noch nicht systematisch verfolgt worden ist) und der fehlenden Verankerung einer durch Verwissenschaftlichung professionalisierten Politikberatung in einer Gesellschaft, die sich viel auf ihre permanente Graswurzelrekrutierung der politischen Klasse zugute hielt. Die Ironie des Vorgangs vollendet sich erst mit der Erneuerung der Politikals Demokratiewissenschaft nach 1945 in der Bundesrepublik unter amerikanischer Anleitung.

In allen Fällen aber – scheinbar gescheitert oder auf den ersten Blick erfolgreich – wird belegt, wie die Reise nach Deutschland zu einem kritischen Blick auf die eigenen Verhältnisse anregte oder – je nach Temperament – andersherum: wie die Unzufriedenheit mit dem eigenen Wissenschaftssystem zur Aufmerksamkeit für die Lage jenseits

des Atlantik inspirierte. – Wenn überhaupt etwas an diesem Band, der im Übrigen auch sorgfältig ediert ist und aus der Tatsache enorm gewonnen hat, dass Philipp Löser die meisten Aufsätze übersetzt und damit auch in einen angenehm lesbaren Stil gebracht hat, zu kritisieren ist, dann eine leichte analytische Asymmetrie. Gerade die Beiträge der Herausgeber, aber auch jene von Lingelbach, Hanzlik-Green zeigen, dass die kulturellen Transfers sich zunächst nicht notwendigerweise auf die gesamte amerikanische Wissenschaftskultur bezogen, sondern in die Gestaltung einzelner Hochschulen einfließen. Dies entspricht dem individualisierenden Ansatz der Transferforschung. Er macht es notwendig, in einem zweiten Schritt zu fragen, wie die an einem und für einen Ort angeeigneten Innovationen Ausbreitung fanden. Caháns Studie zu den Physikern gibt hierfür einige Anhaltspunkte. Folgt man dieser Spur, dann stellt sich die Frage, inwieweit es sich überhaupt um ein „amerikanisches“ Wissenschaftssystem gehandelt hat, von dem hier die Rede ist: Erst Verfachlichung und die Institutionalisierung der Disziplinen (durch Berufsverbände und Tendenzen zu einheitlicheren Curricula) schufen die Voraussetzungen eines nationalisierten Wissenschaftssystems. Gilt dies für die USA, besteht kein Grund, nicht auch für Deutschland einer ähnlichen Deutung zu folgen, auch wenn der zeitliche Vorsprung der Verfachlichung unverkennbar ist. Eine zentrale Wissenschaftspolitik bestand jedoch angesichts der Kulturhoheit der Einzelstaaten auch im Reich nicht, und die teilweise jahrhundertalten Traditionen der Hochschulen boten Widerstand gegen eine allzu schnelle Homogenisierung. So bliebe zu fragen,

ob die Konstruktionen der amerikanischen Besucher, die von ihren „deutschen“ Erfahrungen sprachen, tatsächlich einer einheitlichen Situation korrespondierten. Jedenfalls bleibt ein Verdacht, dass die Autoren dieses Bandes, die ohne großes Zögern von der Existenz eines deutsch-preußischen Wissenschaftssystems ausgingen, dabei die Rolle der Berliner Universitätsgründung überhöhen und auf die neueren Relativierungen des Humboldt-Mythos in der universitätsgeschichtlichen Literatur nicht weiter eingehen, übersehen haben, dass eine Reise nach Göttingen, Heidelberg, Berlin oder Leipzig zu jeweils ganz anderen Anregungen führte. Insofern ist es mehr als bedauerlich, dass der in der Einleitung und Danksagung nur knapp ange deutete Beitrag über die Wirkung Wilhelm Wundts, des wohl berühmtesten Vertreters des Leipziger Positivistenkränzchens, nicht realisiert worden ist. Mir scheint in dieser Problemstellung eine ganz erfrischende Perspektive für die Verbindung von Transferforschung und transnationaler Wissenschaftsgeschichtsschreibung zu liegen. Es zeigt sich – wiederum zunächst an deutsch-französischen Beispielen – dass eine Affinität nicht zwischen der „deutschen“ und der „französischen“ Wissenschaft bestand, sondern zwischen den Paradigmen und Praxen an bestimmten Universitäten und Forschungseinrichtungen. Sollte sich diese Hypothese bestätigen, dann wären transnationale Netzwerke von einzelnen Standorten und Einrichtungen nicht allein eine Erfahrung oder ein Ziel am Beginn des 21. Jahrhunderts, sondern hätten eine Geschichte, die sich wieder freizulegen lohnt.

Trude Maurer (Hrsg.): Kollegen – Kommilitonen – Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg (= Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 18), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, 376 Seiten.

Rezensiert von
Katja Naumann, Leipzig

Wiewohl primär Tod und Zerstörung, immense materielle und immaterielle Kosten verursachend, setzte der Erste Weltkrieg auch gesellschaftliche Entwicklungsprozesse frei. Die Krise und Herausforderung des Ausnahmezustandes brachte Dynamiken der Reform in Gang, die sich mit tief greifenden Modernisierungen und Transformationen verbanden. Über ihren Zäsurcharakter hinaus lassen sich daher die Kriegsjahre von 1914–18 auch auf ihren Beitrag zu langfristigen Prozessen des gesellschaftlichen Wandels seit dem Ende des 19. Jahrhunderts befragen. Dies für die europäische Universitätslandschaft vorzunehmen, war das Ziel einer Tagung, die im Rahmen des von der VolkswagenStiftung geförderten Projektes „Deutsche und russische Universitäten im ersten Weltkrieg. Vergleichende Studien zum Verhältnis von Gesellschaft, Wissenschaft und Politik“ im Jahr 2005 in Hannover stattfand. Die Vorträge liegen nun vor, herausgegeben von Trude Maurer, Professorin an der Universität Göttingen im Bereich der osteuropäischen Geschichte mit Schwerpunkt